IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Filmbetrachtung: Mr. Nobody
Norbert Mink

Schweinezellen! Natürlich müssen es Schweinezellen sein und nicht etwa – wie dies nach medizinischer Sachlage zu erwarten wäre – menschliche Stammzellen, die im dritten großen Film des belgischen Theaterregisseurs Jaco van Dormael den Menschen des fernen Jahres 2092 Altern und Tod abnehmen. Zellen von jenen Tieren also, in deren Gestalt die vorhellenistische Göttin Kirke die Gefährten des Odysseus zwingt, um sie in unabänderlichem körperlichem Dasein zu bannen. Dem Odysseus hingegen ist ein anderes Schicksal beschieden. Er, der nach seiner Abreise aus dem zerstörten Troja bei den Lotophagen schon die Erinnerung an seine historische Herkunft verlor und der dann in der Episode mit dem menschenverschlingenden Zyklopen Poliphem gar seinen – im trojanischen Krieg listig erworbenen – Rang und Namen hinter sich ließ und wörtlich zu „Niemand“, zum gesellschaftlichen „Nobody“ wurde, soll ja, losgelöst von seinen körperlichen und sozialen Fesseln, in die Schattenwelt hinab steigen, um dort zu erfahren, ob sein künftiges Dasein festgelegt ist – oder eben nicht.

Der Titelheld des Films, Nemo Nobody, lebt an seinem 118ten Geburtstag – der zugleich sein Todestag wird – als der letzte Sterbliche in einer Welt, die ansonsten durch einen natürlichen Tod die Verquickung der Seele mit dem auf immer sich verjüngenden Körper nicht mehr lösen kann. Nemo bleibt – die doppelte Verneinung in seinem Namen deutet es schon an – ein gescheiterter Odysseus, dessen voltenreiche Reise ihn am Ende des Films nicht freisetzen wird. Um ihn herum warten die in Unsterblichkeit Gefangenen – ähnlich den verzauberten Gefährten des Odysseus – auf seine erlösenden letzten Worte im mortalen Ausbruch aus den Grenzen der Körperlichkeit, doch erweist sich die Seele keineswegs als so ungebunden wie erhofft.

Und das ist das philosophische Experiment, das dieser Film wagt: Was wäre denn, wenn wir den materiellen Determinismus, der uns in der Welt der res extensa fesselt, hinter uns ließen? Wenn wir von der unerbittlichen Abfolge von Ursache und Wirkung in der körperlichen Welt befreit wären – wären wir dann tatsächlich frei? Könnten wir fortan gemäß Descartes „cogitans sum“ unser nur-geistiges Dasein solipsistisch aus uns heraus entwerfen?

Das Bild, das der Film wiederkehrend für diese Versuchsanordnung findet, ist der Sprung ins Wasser. Wie Odysseus zu Beginn seiner Reise verlässt der Protagonist – bis hin zu seinem repetitiven physischen Tod – den sicheren Boden einer materiell-historischen Existenz. In die Freiheit gelangt er so freilich nicht – als Bild: er kann nicht schwimmen, d.h. nicht loslassen –, denn auch wenn er die Sphäre der körperlichen Ursachen hinter sich lässt, so zerrt die selbst auferlegte ideelle Bedingtheit des eigenen Seins jenseits der dinghaften Kausalität weiter an ihm.

Auf einem Bahnsteig wird der neunjährige Nemo durch die Trennung seiner Eltern vor ein in der materiellen Welt unlösbares Dilemma gestellt: Soll er bei seinem Vater bleiben, oder soll er mit seiner Mutter abreisen? Nun heißt aber im Film diese fatale Bahnstation „Chance“, und das bedeutet im Englischen ja nicht nur Risiko

oder (glückliche) Möglichkeit, sondern auch „Kontingenz". Der Ort bezeichnet also den logischen Neutralpunkt, an dem eine argumentative Bedingung ebenso gut wahr wie falsch sein kann – oder nichts von beidem. So entscheidet sich das Kind für beide Möglichkeiten – oder keine. Auch wenn er es so (in seiner Fantasie?) vermeidet, eine ihn bindende Kausalität für künftige Wirkungen zu setzen, so bleibt dieser kontingente Zustand doch das Gegenteil von Freiheit: Gerade dadurch, dass an diesem Punkt die Dinge auch ganz anders (oder gar nicht) sein könnten, markiert er unerbittlich die Begrenztheit der Existenz, die in diesem Punkt ihre materielle Gewissheit dadurch bekundet, dass sie ebenso anders denkbar wäre.

Trotzig gibt Nemo angesichts dieser Beschränkungen die Parole aus: „Solange man sich nicht entscheidet, ist alles offen!"; doch er irrt. Wir können gar nicht anders, als uns zu entscheiden – und das gebietet unserer Freiheit Grenzen. Zwar konzipiert Descartes die res cogitans als eine Letztbegründung, als die unzweifelhafte Sicherheit der Erkenntnis in einer Welt voller Zweifel, doch ruht natürlich auch das Denken auf Ursachen. Es setzt von Anbeginn auf der Wahrnehmung von Unterschieden auf und schafft sich dabei in seiner Entwicklung immer differenziertere Wesensmerkmale in der äußeren Welt, zwischen denen es künftig zu entscheiden gilt. Und mit jedem dieser freien Willensakte setzten wir funktionale Bedingungen und verstricken uns unaufhaltsam mehr in die physische und soziale Welt der res extensa. Das mag – wie es der Film vorschlägt – mit der Auswahl des künftigen Elternpaares durch das vorgeburtliche Kind beginnen; spätestens mit der ungleich prosaischeren Unterscheidung zwischen „Vater" und „Mutter" schaffen wir uns eine unwiderrufliche Ungleichheit durch dann distinkte Beziehungen. Im semantischen Akt der Wahrnehmung durch Unterscheidung fußen die res cogitans auf den res extensa, die Ungebundenheit der Seele auf den festlegenden (Wahrnehmungs-) Voraussetzungen des Körpers. Das Sein ist keinesfalls ausschließlich im Denken begründet, sondern auf diese Weise immer auch in der ästhetisch-körperlichen Wahrnehmung. Descartes musste einer solchen Bindung des Denkens an den Körper Tribut zollen: In der Zirbeldrüse des menschlichen Hirns sah er die Schaltstelle, über die nicht nur die Seele den „Automaten" Körper beeinflusst, sondern über die auch umgekehrt die res extensa auf die res cogitans einwirken – und gab damit seinen soeben postulierten radikalen Dualismus gleich wieder auf. Was freilich bis in die aktuelle Diskussion des Determinismus von Extremisten beider Lager geflissentlich übersehen wird.

Nur wem es – wie dem heroischen Odysseus unter Anleitung der Göttin – gelänge, zum „Niemand" zu werden, alle gesellschaftlichen und ästhetischen Unterscheidungen hinter sich zu lassen, der wäre vom Zugzwang befreit, zwischen den sinnlich wahrgenommenen Alternativen schon im Akt der Wahrnehmung wählen zu müssen. Der Nobody des Films jedoch gemahnt in der unablässigen Neuschöpfung divergierender Lebensentwürfe eher an Sisyphos, den mythologischen Vater des Odysseus, der sich – so Camus – an einer in seiner Bedingtheit selbst gewählten Lebensaufgabe abarbeitet, in der vergeblichen Hoffnung, so zur Befreiung seines doch immer schon durch Wahrnehmung determinierten Bewusstseins zu gelangen.

Wie die Taube in der Skinner-Box aus der Eingangssequenz des Films, die eine sporadische – und das heißt: einen Unterschied markierende – Futterabgabe „abergläubig" mit dem eigenen Verhalten begründet und sich genau dadurch künftig an den Automatismus bindet (tatsächlich erfolgt die Fütterung durch eine unbeeinflussbare Zeitschaltuhr), können wir nicht anders, als unser Dasein wegen der wahrgenommenen äußeren Unterschiede durch hierauf bezogene Kausalattributierungen zu verankern. Und so ist Freiheit für uns zwar denkbar, aber gerade als denkende Wesen nicht zu leben.

Natürlich lässt sich ein solches Sujet filmisch nicht linear erzählen in einer Handlung, in der eine Ursache genau eine Folge zeitigt. Der Aufbau muss dissipativ, sich mit jeder Wahrnehmung weiter verzweigend und chaotisch sein. Van Dormael – der auch das Drehbuch verfasste – breitet seinen Film denn auch in einer lustvoll verschachtelten Geschichte aus. Die stellenweise überdeutliche Opulenz der Darstellung und der immer wieder wechselnde Blickwinkel sind dem Thema geschuldet, das als Pendant zum alternierenden Selbstentwurf des Protagonisten ein Kaleidoskop unterschiedlichster cineastischer Genres geradezu herausfordert. Dass daraus bei Leibe mehr als ein manieristisches Aufeinandertürmen von Versatzstücken resultiert, liegt nicht nur an der visuellen Kraft der optischen Einfälle und deren bisweilen frapanter filmtechnischer Umsetzung. Bei aller Komplexität der narrativen Struktur sorgt eine kluge Verflechtung der Erzählstränge für eine dem Zuschauer plausible Konstruktion, die berührt. Dabei ist van Dormael besonders zugute zu halten, dass er sein thematisches Anliegen dem Zuschauer konsequent zum Dialog anbietet, statt mit einer vorgegebenen Deutung aufzutrumpfen.

Als Zuschauer ist man geneigt, in das abschließende Gelächter des Nemo Nobody – dessen letzter Tag natürlich auch wieder sein erster sein wird – einzustimmen über die skandalöse Absurdität eines Daseins, das die vorgegaukelte Freiheit des entscheidenden Geistes durch eine Rückbindung der leiblichen Existenz an eben diese Entscheidung immer wieder ungerührt konterkariert.

Zum Autor

Dr. med. Norbert Mink, Weilstr. 8, 65183 Wiesbaden
niedergelassener Psychoanalytiker, Lehrtherapeut und Supervisor